

In der Fremde gestrandet

Jena, den 1.5.1995

Ende April wurden die prämierten Beiträge des Schreibwettbewerbes vom letzten Herbst abgedruckt: Der erste Preis geht an einen, der über die Verarbeitung der Wende in den drei Generationen einer Familie geschrieben hat: Ein wenig ironisch, mit ein bisschen Humor angereichert, schildert er den erfolgreichen Kampf um das Über-Wasser-Bleiben der verschiedenen Familienmitglieder. Der zweite Preis geht an einen, der nach dem Verlorenen suchte und nachdenklich vor dem Verlust, dem Vergehen, dem Unwahr-Werden einer Realität steht.

Der Ossi-Blick zurück ist vielgestaltig.

Die dritte Gewinnerin hat jene Zeit beschrieben, als die Christen im Lande für kurze Zeit zu den Fackelträgern einer politischen Umwälzung geworden waren. Die Autorin lässt anklingen, dass am Ende doch nicht das herausgekommen sei, wofür sie gekämpft habe. Dennoch endet ihr Text mit den Worten: „Aber wir leben heute immerhin in einem freien Land.“

Es ist richtig gewesen, mich nicht zu beteiligen. Ich habe es inzwischen mehr als deutlich zu spüren bekommen: Ich bin hier überflüssig. Keiner braucht mich. Ja, wozu bin ich eigentlich hier? Es fällt mir nicht ein.

Jena, den 2.5.1995

Sie stöhnen alle furchtbar unter Anpassungsstress, müssen im Schnell- und im Kurzverfahren lernen, sich in dem System zurechtzufinden, in das ich 40 Jahre langsam und widerstrebend, aber scheinbar doch mit Haut und Haar und ganzem Herzen, hineingewachsen bin. Das Entsetzen über eigene Irrtümer oder auch die Trauer über verlorene Ideale und Hoffnungen und Lebensqualitäten gehen unter in diesem ständigen Stress, zu überleben. Wer schwimmen muss, weil er nicht ertrinken will, kann sich keine Gedanken machen über das Ufer, das er verließ und auch nicht über das Ufer, auf das er zu schwimmt. Hier stehen für alle Menschen ganz andere Dinge auf der Tagesordnung als für mich.

Es hat lange gedauert, eh ich mir darüber klar geworden bin. Vorher war ich erfüllt von Solidarität für die Ostler, wagte nicht, zu meckern, nicht einmal in meinem Inneren.

Aber inzwischen, nach fast zwei Jahren Wossi-Dasein, ist mir nun mein eigenes Hemd endlich näher geworden.

Für Ossi-Parteinahme habe ich nur Zeit, wenn ich im Westen zu Besuch bin. Dort lohnt es sich dann auch. Der Westen hat gar nichts gegen den Osten – nicht einmal viele Vorurteile. Das ist so, weil die Menschen hier den Osten und seine Menschen gar nicht zur Kenntnis nehmen. Der Westen braucht den Osten nicht. So ist es eben.

Aber ich, ich brauche ihn, weil ich hier mein Brot kaufe, meine Brötchen verdiene, ins Kino gehen möchte, einkaufen muss, Menschen treffe und mit ihnen klarzukommen versuche, weil ich hier lebe, leben muss und auch leben will. Immer noch. Ja. Und dennoch frage ich mich jeden Tag, wozu das Ganze überhaupt?

Jena, den 14.6.1995

Die lange Liste der Ärgernisse

In letzter Zeit steigt in mir immer öfter plötzlich Ärger auf. Wenn ich mich jetzt umblicke und die Welt hier in Jena auf mich wirken lasse, wird mir bewusst, wie viel es gibt, was mich schon lange stört und nervt. Nur habe ich es bisher nicht zugegeben. Jetzt aber ist mir völlig egal, wie die Osis und auch wie die Wessis darüber denken:

Da stolpere ich täglich über die Ignoranz der Stadtverwaltung gegenüber dem Bürger: Wie schlecht werden hier Baustellen gesichert und abgeschirmt! Immer wieder laufe ich in solche Fangfallen rein, weil sich keiner die Mühe macht, sich den Kopf der Fußgänger zu zerbrechen. Da weigern sich Studenten, zu diskutieren und wenn sie es dann doch tun, streiten sie sich erbittert.

Da gibt es eine merkwürdige Arroganz von Osis, die meinen, sie seien was Besseres, sie seien schlauer als die Wessis. Das verletzt mich, weil gerade ich nicht so ein Wessi sein will, der ihnen gegenüber arrogant auftritt. Doch manchmal sieht mich ein Ossi mit einer Blasiertheit an, die kaum auszuhalten ist. Und ständig wird erzählt, dass heute die Brötchen so ganz anders schmecken und aussehen als die wunderbaren Vorwende-Brötchen, nämlich: „groß, aufgeblasen und völlig geschmacklos - wie eben die Wessis. Keine Substanz, alles Schau!“ Allmählich geht mir selbst dieser Witz auf den Geist.

Ein richtiger Wessi macht das alles ganz anders!

Ich wünschte manchmal, ich wäre ein „richtiger“ Wessi, so einer, wie alle ihn sich vorstellen: Gerade heraus mit Siegerblick, nüchtern, sogar beinahe vorurteilslos, ohne die leiseste Idee, dass man auch den Wunsch haben könnte, hier etwa nicht fremd zu sein. Natürlich ist er fremd hier, was denn sonst? „Na also hören Sie mal, was denken Sie denn!? Aber es ist nett hier, doch es gefällt mir.“ Und das klingt dann, als würde er sagen: ‚Ich lebe gerne in unseren Kolonien‘.

Das alles äußert er vermutlich sogar anerkennend, gönnerhaft. Es ist nicht böse gemeint, aber er sagt es nach dem Motto: „Ach, schon ganz nett, macht mal so weiter. Ihr habt euch schließlich schuldig gemacht, habt den Ulbricht und den Erich so lange am Ruder gelassen. Müsst jetzt bezahlen dafür. Na ja, kann jedem passieren. Wir nehmen ja gar nichts übel. Aber nun bitte, strengt Euch auch mal an! Uns hat man schließlich auch nichts geschenkt ...“

Solche Wessis scheinen mir mitunter beneidenswert. Ja, sie wussten zweifellos schon immer,

dass der Sozialismus ein Haufen Mist war. Ich wusste das nicht. Und ich weiß, dass es so auch gar nicht stimmt, so undifferenziert und pauschal.
Nein, so eine bin ich nicht.

Was man im Westen verachtet hat, dem muss man hier hinterherrennen.

Aber es ist schon verrückt: Hier werde ich mit dem identifiziert, von dem ich mich zeitlebens distanziert habe. Und was ich im Westen verachtet habe, z.B. den Konsum, dem muss ich hier hinterherrennen. Was ich belächelt habe, das bisschen Demokratie, hier muss ich es verteidigen. Was ich genossen habe, meine Individualität, hier muss ich sie verstecken.

Es macht mich nicht jünger, das Gefühl, dass die Zeit hier stehen geblieben zu sein scheint, und ich mit ihren konservativen Anschauungen kämpfen muss. Es macht mich nicht jünger, dass ich plötzlich in einer Welt leben muss, in der die 68er, meine Jugend und unsere "Revolution" nicht stattgefunden haben. Eine Welt, wo Ordnung und Sauberkeit sich einer ungebrochenen Anerkennung erfreuen und wo der Begriff „Individualität“ Befremden und Angst auslöst.

Ich empfinde durchaus keine Solidarität mehr mit irgendwem, wenn ich bei Regen auf dem Eichplatz plötzlich in riesige Schlaglöcher trete und mein Fußgelenk umknickt. Auch dann nicht, wenn ich vor den käuflich zu erwerbenden Jeans im Kaufhaus stehe und nun zwischen ganzen drei Typen wählen darf, ...

So leben wir denn also zusammen: die, die sich entwurzelt fühlen, weil sie sich an ein fremdes System anpassen müssen, und die 40 Jahre lang eingesperrt waren in eine heruntergekommene Billigausgabe des Schlaraffenlandes - und ich, die ich die Anpassungsschwierigkeiten der Menschen an dieses kapitalistische System ertragen muss und über die Fallen stolpere, die sie sich selbst gelegt haben.

Jena, den 25. August 1995

Ich registriere von Tag zu Tag immer mehr, was mir hier alles schon seit langem auf die Nerven geht und was mir in Ossiland fehlt. Und ich bin damit nicht allein: Es gibt seit einiger Zeit Jammer-Wossis, die sich vor zwei, drei Jahren mutig oder waghalsig entschlossen haben, hier zu leben. Sie wollten hier nicht nur eine Gastrolle zu spielen oder einfach absahnen, was abzusahnen ging. Sie hatten es damals durchaus ernst gemeint. Aber inzwischen können die meisten ihr selbst gewähltes Schicksal scheinbar nur noch ertragen, indem sie beginnen, es mehr oder weniger erzürnt mit tausend guten Argumenten zu bejammern.

Die Jammer-Wossis lecken ihre Wunden.

Letzten Freitag fuhr ich zusammen mit einem Leidensgenossen aus Würzburg mit dem Zug von Erfurt nach Gera. Es war ein warmer, müder Tag. Wir fühlten uns erschöpft von der Besprechung in Erfurt, an der wir beide teilgenommen hatten. Die Aussicht auf eine weitere

Besprechung in Gera war wenig reizvoll.

Der Kollege Werbrunn arbeitet in der oberen Schulbehörde und lebt schon genauso lange in Erfurt, wie ich in Jena.

Wir unterhielten uns angeregt.

„Ja, genau! Auch das Weinangebot ist einfach unmöglich. Versuchen Sie mal, einen guten Nahewein zu bekommen.“

„Es gibt so viel, was mir auf den Keks geht: Das Warten an den Ampeln hier macht mich noch wahnsinnig. Was haben die hier für eine Zeit!“

„Ja überhaupt“, bestätigte Peter Werbrunn. „Was sie können, ist, warten! Mich macht diese Furcht erregende Geduld noch ganz verrückt!“

„Und ich hätte nie geglaubt, dass mich sowas überhaupt tangieren könnte. Aber es ist einfach zu arg: Diese desinteressierten Verkäufer! Und die unqualifizierten Verkäufer! Und noch schlimmer: die ungehaltenen Verkäufer. Dass man es überhaupt wagt, sie zu stören.“

„Sie fahren ja nicht mit dem Auto hier durchs Land, Kollegin. Aber ich sage Ihnen: Die Straßendecke auf der Strecke von Erfurt nach Gotha über Land, das ist eine einzige Katastrophe! Und was ich auch unmöglich finde,“ ergänzte er, „ist das unterentwickelte Umweltbewusstsein. Sie haben, scheint es, vom Mülltrennen noch nie was gehört!“

„Mich stört auch immer wieder diese ärgerliche Bescheidenheit von Frauen gegenüber den Männern, wenn es um ihre Belastung durch Haushalt und Kinder geht. Meine Frau regt mich darüber tierisch auf.“

„Stimmt, und dann behaupten sie auch noch, sie seien so emanzipiert hier, sie bräuchten das ‚große I‘ nicht. Lächerlich!“

Der Zug hatte soeben in Jena gehalten. Jetzt öffnete eine Frau das Abteil und fragte, ob es bei ihnen noch Plätze gäbe. Die beiden sahen sie so mürrisch und genervt an, dass sie die Abteiltür wieder schloss, ohne die Antwort abzuwarten.

Ich nahm das Gespräch erneut auf:

„Überhaupt die Frauen hier! Ich stoße mich auch immer an den müden, verbrauchten Gesichtern der Frauen ab 35, die neben ihren ausgeruhten Männern durch die Straßen gehen, die so oft jünger wirken als ihre Frauen.“

„Genau, da haben sie recht. Wenn meine Frau das sieht, bekommt sie Angst. Und noch was anderes: Da kriegt man vielleicht nicht gleich Angst: Aber die grabähnliche Dunkelheit, wenn man nachts zwischen Naumburg und Jena über Land fährt, die gibt einem schon zu denken.“

„Was mich jetzt seit zwei Jahren stört, sind diese Bauarbeiter überall, die stundenlang herumstehen und quatschen und sich fühlen, als gehöre ihnen die Stadt.“

„Haben sie schon von Langenbühl gehört, dem Typen, der im Ministerium sitzt? Seine Frau geht zurück, sie hält es hier nicht mehr aus. Und er geht dann auch. Sie sagen, sie können nicht mehr.“

„Kann man verstehen. Und kennen sie das: Die Verkäuferin findet es anmaßend, wenn Sie erwarten, dass ein Produkt, das gestern noch an einer bestimmten Stelle im Laden stand, auch heute an derselben Stelle steht ...“

Werbrunn nickte bitter.

„Und wo um alles in der Welt sind die Menschen am Samstag-Abend? Die öde Leere der

Innenstadt im Winter gemahnt an eine ostfriesische Kleinstadt im Jahre 1962.“

„Ich frage mich schon lange: Wo sind bloß am Wochenende die Studenten? Alle bei Müttern?“

„Vermutlich. Überhaupt: Die sind so brav.“

Das fand ich auch. Das sprach mir aus der Seele:

„Und auf eine gewisse Weise sind sie gleichzeitig furchtbar verwöhnt: Denken, es würde ihnen der Arsch nachgetragen. Erwarten Stellenangebote auf dem silbernen Tablett, schimpfen über schlechte Zensuren und beschweren mich, dass in Prüfungen etwas gefragt wird, was sie nie im Seminar gehört haben. Lesen scheint für sie ein Fremdwort.“

„Ja, man könnte die Krätze kriegen.“

Wir hätten gut und gerne Gera so weiterreden können, die Jammer-Wossis. Die Liste der Jammerthemen war unerschöpflich: Die Liste der kleinen Ärgernisse, der kleinen Lächerlichkeiten, aber auch solcher Erfahrungen, die einen ernsthaft verletzen und auf die Palme bringen ist sehr lang.

Eine unendliche Geschichte.

„Nein, ich möchte kein Ossi werden“, stöhnte der andere.

„Aber ich fürchte, wir sind es schon“, meinte ich. „Ich bin sicher, dass wir in der Heimat schon jetzt auffallen würden als unmodern, als provinziell“.

„Nee, vielen Dank!“, antwortete Werbrunn. „Das nun aber wirklich nicht!“

Ich empfinde bei solchen Jammer-Orgien so etwas wie Schadenfreude. Nun hat sie mich also auch erreicht, die Wessi-Arroganz. Es tut so gut, endlich ohne Rücksicht und Scham über all das hier, was mir stinkt und mich stört, einfach los zu lästern.

Als ich eben spät in der Nacht aus Gera zurück war, wurde mir aber plötzlich klar, dass es nicht um kleine Lästigkeiten geht, die mich hier im Osten stören. Es geht um viel mehr: Meine Anwesenheit selbst ist lächerlich. Diese Stadt verschließt sich vor ihm. Meine Heimat kann das nie werden. Hier habe ich nichts mehr verloren!

Jena, den 23. Oktober 1995

Die Hoffnung, irgendwohin zu kommen, wo jemand auf mich wartet, wo ich auf Freunde oder Schicksalsgenossen treffe, hat sich als unsinnige Illusion herausgestellt. Ich bin – mehr als je im individualistischen Westen – auf mich selbst und meine eigene Suppe angewiesen, die ich mir schließlich selbst eingebrockt habe.

Meine Verbundenheitsgefühle mit der Bevölkerung in der ehemaligen DDR sind fort. Der eine Teil versucht, westlicher zu sein als es der Westen ist, der andere trauert der Vergangenheit nach und meint damit aber Ruhe und Disziplin und Ordnung, Kleinkariertheit und Engstirnigkeit. Einige leiden an gebrochenem Herzen und zerbrochenem Weltbild – aber auch ihr Leiden ist nicht das meine. Die meisten versuchen weiterzugehen und gehen auch. Und das Neue mischt sich für mich auf eine merkwürdige Art mit dem Alten. Sie mühen sich. Aber ihr Neues wird mir immer nachgemacht vorkommen und das Alte suspekt und bedrohlich

spießbürgerlich. Also: Ernüchterung auf der ganzen Linie. Keine Trauer mehr, Resignation vielleicht und Lächerlichkeit.

Vielleicht ist es auch ganz anders:
Ich glaube, ich habe Heimweh.

Dem Ärger über den Osten folgt das Heimweh auf dem Fuß.

An meinem inneren Auge ziehen inzwischen fast Tag und Nacht Bilder vorbei, von bekannten Boulevards, vertrauten Landschaften, der Rhein. Verrückterweise! Was war mir schon der Rhein? Auch noch der bei Rüdesheim!? Ich bekomme es nicht heraus: Wonach sehne ich mich? Was war anders? Ist das einfach nur Heimweh? Was ist denn Heimat? Heimat ist das Gegenteil von Fremde. Heimweh ist die Sehnsucht nach Identität, nach Landschaften, nach Häusern, nach Szenen, an die du dich erinnerst und wo du mitten drin warst und zufrieden, eben ohne Sehnen nach etwas anderem?

Ich glaube, es ist doch so gekommen: Ich muss hier weg. Mein Versuch war sinnlos und verrückt.

P.S.

Schon seit 4 Monaten ist die Frist vorbei, innerhalb derer ich nach Wiesbaden ins Jugendamt hätte zurückkommen können. Ich habe vorher nicht daran gedacht. Jetzt plötzlich ist es mir eingefallen. Jetzt ist es zu spät.

Jena, den 15. November 1995

Nun kaufe ich mir wieder einmal die „Zeit“, die es inzwischen natürlich auch in Jena gibt. Ich blätterte den Anzeigenteil durch und finde sofort, was ich suche. Die Leitung des städtischen Jugendamtes in Aschaffenburg war vakant. Nordbayern, warum nicht? Ich bewarb mich und erwähnte meine Motivation: Ich sei doch enttäuscht davon, wie sich die Neuen Bundesländer entwickelten, ich würde glauben, meine Fähigkeiten und Erfahrungen besser, in einer westlichen Stadt einbringen zu können.

Ich hörte nichts mehr von dieser Stelle. Irgendwann kamen meine Unterlagen mit einer kurzen pauschalen Ablehnung zurück. So einfach werde ich Jena also nicht wieder los.

Aber wie soll ich das aushalten?

Jena, den 21. Januar 1996

Zwischen zwei Seminaren erreicht mich am Telefon eine Frau, die meine Wenigkeit ein Referat haben will, ein harmloses kleines Referat vor einer Schul-Gesamtkonferenz.

Die Frau ruft aus Heidelberg an. Ich spüre, wie mein Adrenalin- Spiegel hochschießt.

„Ich kenne in Heidelberg nur das Schloss“, sage ich und sehe vor mir etwas ganz Anderes: hell erleuchtete Großstadtstraßen, fließenden Verkehr, viele Menschen in der Stadt, glatter Asphalt, an dem man nicht hängen bleibt, Geschäfte über Geschäfte, hastende Menschen,

Menschen, die alle so aussehen, als hätten sie keine Probleme. Ich kenne Heidelberg nicht. Aber ich kenne genug andere Städte im Westen dieses Landes.

Fluchtversuche gelingen selten.

Und während ich mit der Frau über ihre Vorstellungen zu dem erwünschten Vortrag spreche, ziehen durch meinen Kopf Heimwehvisionen: reklamegespickte und sauber getünchte Häuserfronten, Licht, Helligkeit und Glanz, der mich eigentlich gar nichts angeht, der mich eigentlich sogar stört, der aber dazu gehöre, und der mich irgendwie auch einhüllt und begleitet und ruhig werden lässt und gelassen.

„Ja, ich würde gerne kommen“, sage ich, frage nach dem Termin und denke dabei: ‚Heimat! Für zwei Tage auf der sicheren Seite, Entspannung, Entwarnung, einfach zu Hause.‘

Dass die sich für ihre Themen ausgerechnet einen Experten aus dem Osten holen, irritiert mich, rührt mich aber auch. Als ich noch sage, dass ich eigentlich aus Nordrhein-Westfalen komme, spüre ich ihre Enttäuschung.

„Warum suchen Sie sich einen Redner aus dem Osten?“, frage ich.

Die Stimme am Telefon zögert.

„Ist das heute nicht egal?“, frage sie ein wenig pikiert. „Wir finden es nicht richtig, die Neuen Bundesländer einfach außen vor zu lassen, verstehen Sie?“

Eigentlich hätte ich jetzt begeistert sein müssen. Aber ich schwieg.

Also blieb es dabei.

Jena, den 24. März 1996

Die lange Reise nach Heidelberg schien mir wie eine Art Befreiungsfahrt. Die Landschaft kam mir ab dem Moment, als ich mich in Wessiland wusste, viel vertrauter vor. Die Häuser strahlten weiß, die Felder wirkten abwechslungsreicher, aufgeräumter. Ja, ich glaubte, selbst die Sonne strahle hier heller als drüben, wo ich herkam.

Ich fühlte mich, als seien schwere Säcke von meinen Schultern gefallen. Mein Herz flog gelöst im Tempo der Bahn in die Freiheit.

Ich wurde herzlich empfangen. Kollegen holten mich am Bahnhof ab und fuhren mich mit einem Mercedes in den Stadtteil von Heidelberg, wo das Projekt stattfand. Das Schulgebäude sah frisch saniert und geräumig aus. Die Flure wirkten freundlicher als in Jena, überall hingen Kinderzeichnungen. Auf den Treppenabsätzen standen kleine Tische mit echten Blumen. Ich war beeindruckt.

Mein Vortrag fand in der Aula des Schulgebäudes einer der beteiligten Schulen statt. Ich stand vor fast 100 Leuten, die ich so weit weg von der Bühne aus kaum erkennen konnte. Ich hätte lieber mit den Menschen direkt gesprochen, statt ihnen auf diese Weise meine Erkenntnisse und Vorschläge mitzuteilen. Aber es lief alles glatt. Ich bekam ordentlich Applaus und man dankte mir überschwänglich.

Nach einer Kaffeerunde im Vorraum zur Aula teilten sich die Teilnehmer und Teilnehmerinnen in Arbeitsgruppen auf. Die, der ich mich anschloss, war die begehrteste Gruppe. Ich hatte das Gefühl, gefeiert zu werden.

Hier nun packten die Lehrer mit ihren alltäglichen Sorgen aus. Ich stellte fest, dass mein vorbereiteter Vortrag eigentlich gar nicht zu dem gepasst hatte, worum es hier ging.

Die Leute hier hatten vor allem Probleme mit Schülerinnen und Schülern, die ständig den Unterricht störten und nur sehr schwer dazu zu bewegen waren, im Unterricht mitzumachen. Viele davon waren Ausländerkinder, aber keineswegs alle. Die Lehrer fühlten sich überfordert und suchten begierig nach Konzepten und Rezepten, wie sie dieses Problem lösen könnten. Ich musste ein wenig umschalten. Bis auf ein paar Vietnamesen, die nach der Wende dageblieben waren, gibt es in den Schulen in Jena so gut wie keine Ausländer. Aber mit verhaltensgestörten Kindern und Jugendlichen haben sie sogar ständig Probleme. Hier hatte die Wende Schluss gemacht mit den braven, integrierten Schülern. Viele Familien dort sahen sich nicht in der Lage, ihren Kindern bei den Schulaufgaben zu helfen und waren es auch nicht gewohnt, dass nicht die Schule, sondern sie als Eltern für Bildungsfragen verantwortlich sein sollten. Die ausländischen Familien in Heidelberg hatten oft eine ähnliche Einstellung zur Schule. Also gab es doch jede Menge gemeinsame Problempunkte. Dazu konnte ich einiges beitragen. Und ich gab mein Bestes.

So weit war es gut. Aber immer, wenn ich irgendein Beispiel oder auch eine kleine Anekdote aus Jena erzählt, spürte ich kaltes Desinteresse. Sie haben mich nicht geholt, damit ich aus Ostland erzähle. Ich sollte ihnen helfen, dass sie ihre Probleme hier besser lösen könnten.

Im Westen das gleiche Lied.

Eigentlich war das nichts Besonderes. Aber je länger das Gespräch dauerte, desto mehr verlor mein Besuch in Heidelberg seinen Glanz. Irgendwann fragte ich mich, ob ich hier wirklich in Westland sei.

Mir wurde außerdem bald klar, dass sich der politische Wind auch hier gedreht hat. Auch in dieser westlichen Großstadt hat der Spar-Wahn deutlich zugenommen, auch hier müssen die Lehrer bis zum Letzten darum kämpfen, Geld zu bekommen für pädagogisch wichtige und innovative Projekte. Und auch hier in Heidelberg wirken die PädagogInnen und Pädagogen erschöpft und ausgelaugt. Zwar spielt sich in Heidelberg alles auf einem viel höheren Niveau finanzieller Absicherung ab. Aber offenbar wird das, was man an den ahnungslosen Bürgern der Neuen Bundesländern ausprobiert hat, inzwischen jetzt auch im Westen eingeführt.

Abends luden mich ein paar Herren und Damen zum Essen in ein vornehmes Restaurant ein. Wir tranken Rotwein. Die Stimmung war nicht schlecht. So im lockeren Rahmen fand ich diese Lehrer doch wieder ganz nett. Es wurde allerhand erzählt, vor allem Anekdoten aus dem letzten Schuljahr. Später ging es um die Hochschulausbildung. Ich berichtete über das Curriculum meiner Fachhochschule und sie stellten Vergleiche an zur Fachhochschule für Sozialpädagogik in Heidelberg.

Ich fühlte mich zusehends wieder wohler.

„Nun kann man unsere Hochschule ja nicht so einfach mit einer westdeutschen Hochschule vergleichen“, meinte ich im Gespräch. „Wir arbeiten ja da unter besonderen Bedingungen.“

„Ach ja, genau“, stimmte mir die Frau an meiner Rechten zu. Es klang, als rede sie auf einen Kranken ein: „Es ist sicher schwer, dort zurechtzukommen?“

Ehe ich auf diese Frage etwas sagen konnte, fragte ein anderer:

„Ist denn wenigstens die Bezahlung so wie bei uns?“

„Für die Kollegen aus dem Westen ja. Die Ost-Kollegen kriegen noch immer deutlich weniger“, stellte ich fest.

„So, das ist ja interessant. Andererseits: Die haben sicher auch nicht die gleichen Qualifikationen?“, meldete mich eine weitere Lehrerin.

„Doch, sagte ich. Das schon.“

Es entstand eine kleine Pause. Alle starrten mich an. Sie wussten offenbar nicht, was sie darauf erwidern sollten.

Ich hätte jetzt gerne ein wenig erzählt über Jena und alles das, was mich Tag täglich bewegt. Aber das Interesse schien schon wieder zu erlahmen.

So war denn auch der Abend letztlich doch eine Enttäuschung für ich.

Als ich mich verabschiedete, war ich froh, wegzukommen.

Jena, den 27.3.1996

Der Platz zwischen allen Stühlen ist selten bequem.

Von der Großstadt Heidelberg habe ich nichts gesehen und als ich am Hauptbahnhof in seinen Zug stieg, fühlte ich große Erleichterung. Ich setzte mich auf den von mir reservierten Platz und schloss die Augen, wollte auch nicht mehr aus dem Fenster sehen, verzichtete auf den Anblick der Bahnhofsglitzerwelt da draußen. Der alte Überdruß, der mich vor noch nicht langer Zeit aus diesem Land vertrieben hatte, kam wieder zurück. Verrückterweise war mir ja Heidelberg noch vor wenigen Tagen wie ein Ort erschienen, an dem ich mich verbergen könne. Aber das wird mir nicht mehr gelingen. Ich habe es nun begriffen. Ich könnte nicht einfach da weitermachen, wo ich vor Jahren aufgehört hatte. Nüchtern betrachtet, bin ich mit dieser Reise nur in denselben Westen geeilt, aus dem ich vor drei Jahren geflohen war. Und ich habe es wieder einmal erlebt: Was mich heute bewegt, interessiert dort keine Sau.

Es gehört also zu meinem Schicksal, im Osten zu leben. Nur ist das kein Zuhause für mich. Zuhause, das habe ich neulich gelesen, das ist da, wo man seine Freunde hat. Meine alten Freunde sind weit fort oder sie interessieren sich nicht für mein Leben in Ossi-land. Und hier? Wird es in diesem Land Ossi geben, die meine Freunde sein können?